
KAPITEL I

Warum wir Verantwortung übernehmen müssen

*»Die persönliche Schuld,
die uns als Mitglied einer Gesellschaft
an deren Vergehen trifft,
ist im allgemeinen viel kleiner
als die Schuld, die uns
Außenstehende hinterher zumessen.
Unsere persönliche Schuld ist andererseits
viel größer als die Schuld,
die wir uns selbst eingestehen.«*

Eine Welt in Trümmern – Zusammenhalten und Kooperieren

Es war der 1. September 1939. Hitler hatte an diesem Tag Polen überfallen. Meine Mutter war, wie jeden Tag, Semmeln holen gegangen und kam aufgeregt vom Bäcker zurück: »Stellt euch vor, der Geselle vom Bäcker ist eingezogen worden; der Arme steht nun völlig ohne Hilfe da! Das ist ja alles für ihn nicht mehr zu schaffen.« Noch am Frühstückstisch hatte meine Mutter eine Idee, wie dem herzkranken Dorfbäcker geholfen werden kann. »Peter, könntest du ihm nicht zur Hand gehen?«. Ich war gerade zehn Jahre alt, bin aber am nächsten Tag um fünf Uhr morgens in der Backstube gewesen und habe geholfen, so gut ich es konnte und bis der Schulunterricht anfang. Und dies über viele Wochen. Ich war unglaublich stolz, »Erwachsenenarbeit« leisten zu dürfen. Auch meine zwei älteren Schwestern fanden dies »toll« und wollten auf irgendeine Weise selbst mithelfen.

Dazu gab es bald reichlich Gelegenheit, da meine Mutter damals begann, sich kinderreicher Familien anzunehmen, bei denen die Väter und älteren Söhne zum Kriegsdienst eingezogen worden waren. Bald kümmerten sich meine Schwestern – jede hatte »ihre« Familie – an mehreren Tagen der Woche um die Kinder überforderter Mütter, sodass rund um unseren Mittagstisch meistens mehr als nur wir sechs Geschwister saßen.

So verbinde ich den Beginn dieses schrecklichen Krieges mit einem durchaus positiven Erlebnis: als Kind in der Welt der Erwachsenen gebraucht zu werden, helfen zu können.

Wir lebten in Feuerbach, einem nördlichen Stadtbezirk von Stuttgart. Mein Vater war Mathematiklehrer an einem Stuttgarter Gymnasium. Er kam aus einfachen Verhältnissen. Unter den schwierigen Umständen der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg – sein einziger Bruder war im Krieg gefallen und er selbst noch in den letzten Kriegswochen eingezogen worden – konnte er durch Nachhilfestunden die Schule und später ein Mathematikstudium mit Erfolg absolvieren.

Er träumte davon, nach seinem Studium eine Universitätslaufbahn einzuschlagen, was aber aufgrund widriger Umstände und auch aus finanziel-

len Gründen nicht gelang. Ich erinnere mich, wie er später immer wieder von wissenschaftlichen Problemen schwärmte, die er mit seinem Professor damals in Berlin weiterbearbeiten wollte. In seiner 15-jährigen Tätigkeit als Mathematiker an Oberschulen in Cannstadt und Korntal war er ein beliebter Lehrer. Auch bei uns zu Hause setzte er sich sehr für eine gute Erziehung und Ausbildung von uns sechs Kindern ein. Wenn es seine Zeit erlaubte, liebte er es, mit uns in fröhlicher Ausgelassenheit herumzutoben.

Dass es mein Vater aufgrund seiner Gründlichkeit und persönlichen Integrität bis zu einem hoch geschätzten Berater des württembergischen Kultusministers gebracht hat, war für ihn ein großer Erfolg. Aber es hatte für uns Kinder seinen Preis: Bis zu seiner militärischen Einberufung im Sommer 1944 ging er stets früh morgens weg und kam meistens sehr spät nach Hause. Ich kann mich eigentlich an kein längeres persönliches Gespräch mit ihm erinnern – außer einem einzigen: Ich war 14 und mein Vater fragte mich, wie es mir in der Schule ergehe und erkundigte sich nach anderen, eher alltäglichen Dingen und Erlebnissen. Dabei entdeckte er in mir, wie mir schien, auf einmal einen durch all die Kriegserlebnisse früh gereiften Gesprächspartner. Dieses Gespräch, das eine engere Verbindung zwischen uns beiden anzukündigen schien, fand 1944 statt – und sollte leider auch unser letztes sein.

Meine Mutter war der Mittelpunkt der Familie, damals nichts Ungewöhnliches in einer Familie aus der Mittelschicht. Ungewöhnlich war jedoch der Altersunterschied meiner Eltern (meine Mutter war sieben Jahre älter als mein Vater). Auch in ihrer Herkunft unterschieden sich beide: der Vater meines Vaters ein künstlerisch begabter Konditor, der Vater meiner Mutter, Emil Kraepelin (1856-1926), ein Münchner Universitätsprofessor und damals eine gewisse Berühmtheit. Er gilt als Pionier der wissenschaftlichen Psychiatrie und war Begründer der ersten Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie, aus der das heutige Max-Planck-Institut für Psychiatrie in München hervorgegangen ist. Doch im Gegensatz zu ihren drei Schwestern, die der väterlichen Ausrichtung entsprechend alle studiert hatten, war meine Mutter eine in der Hauswirtschaft ausgebildete, sehr tatkräftige und zugleich musisch orientierte Frau. Begeisterungsfähig, zupackend und praktisch veranlagt, zog sie ihre sechs Kinder, zwei Jungen und vier Mädchen, quasi alleine auf; ich bin der Dritte in der Geschwisterreihe. Sich sozial zu engagieren galt in dem meiner Mutter vertrauten Milieu als etwas Selbstverständliches, zumindest für die Frauen. So empfand sie es auch nicht als ungewöhnlich, bei Kriegsbeginn eine Form von Nachbarschaftshilfe aufzubauen und sich um in Not geratene Familien zu kümmern.

In unserem Haus wurde immer viel musiziert. Jedes Kind spielte ein Instrument, ich selbst lernte zunächst Klavier und später Cello, mein Lieblingsinstrument. Immer gab es lebhaftes Diskussions bei uns und

hin und wieder kleine Theateraufführungen, die meine Mutter inszenierte. Die Liebe zur Musik, die ich in meiner Kindheit entdeckt habe, währt bis heute. Und auch mein Menschenbild hat sich damals in der Familie gebildet: zusammenhalten und kooperieren, sich gegenseitig stützen, weil es jedem von uns nützt und wir so am besten aneinander und miteinander wachsen.

Schrecken des Krieges

Als im Jahr 1943 die Bombardierungen anfangen, wurden die Schulkinder mit ihren jeweiligen Schulen im Rahmen der »Kinderlandverschickung« aus den Großstädten zu ihrer größeren Sicherheit aufs Land evakuiert. Dies hatte für unsere Familie, wie auch bei anderen, enorme Folgen. Kurz zuvor war mein einziger Bruder an Kinderlähmung gestorben. Wir übrigen fünf Kinder im Alter von neun bis 16 wurden Mitte 1943 von unseren Eltern getrennt und mit ihren jeweiligen Schulklassen auf fünf verschiedene Orte verteilt. Ich selbst kam nach Schweningen. Damit löste sich unsere Familie praktisch auf; eine herbe Erfahrung vor allem für meine Mutter. Sie kehrte Mitte 1944 zu ihrem ursprünglichen Beruf als Haushaltslehrerin zurück. Die dramatische Evakuierung war jedoch nicht umsonst gewesen: Anfang 1944 wurde unser Haus in Feuerbach bei einem Luftangriff durch eine Luftmine zerstört.

Als meine um ein Jahr älteren, 16-jährigen Klassenkameraden im Frühjahr 1944 zur Flugabwehr (Flak) eingezogen wurden, blieb ich in meiner Klasse als knapp 15-Jähriger zurück und wurde deshalb von Schweningen frühzeitig wieder nach Stuttgart zurück beordert, wo ich kurzzeitig die Zeppelin-Oberschule besuchte. Die meiste Zeit verbrachte ich jedoch damit, unser zerstörtes Haus zum Teil wieder bewohnbar zu machen, was aber ziemlich nutzlos war. Denn 1944 wurde ein Jahr der Massenbombardierungen überall in Deutschland, so auch in Stuttgart und den umliegenden Städten. Gewissermaßen als einer der »ältesten« der noch verbliebenen »Männer« war ich fast ununterbrochen im Rettungseinsatz. Darunter verzweifelte Versuche, verschüttete Menschen aus den Luftschutzkellern ihrer zertrümmerten und lichterloh brennenden Häuser zu befreien, entsetzlich zugerichtete und verkohlte Leichen aufzusammeln und in ein Massengrab zu werfen. Wenn ich heute an diese Zeit denke, erinnere ich mich eigenartigerweise nur an vermeintlich Nebensächliches, wie etwa die überraschende Erfahrung, dass ein 15-Jähriger eine erwachsene verbrannte Leiche allein tragen konnte. Vermutlich stand ich wie alle anderen unter einer Art dumpfen Dauerschock, verbunden jedoch mit einem enormen Überlebenswillen, der ungeahnte Kräfte entwickeln konnte.



1 »Wer den Krieg erlebt hat, der weiß, dass er nicht mehr stattfinden darf.«
Das von Luftangriffen zerstörte Stuttgart im Jahr 1944.

Die Zerstörung Stuttgarts im Juli 1944 (Abbildung 1) erlebten wir auf erschreckende Weise: Unsere ganze Familie – das heißt wir fünf Kinder zusammen mit unseren Eltern – hatte sich am Vorabend gerade für wenige Stunden in unserem Haus in Feuerbach zusammengefunden, um die Wiederbewohnbarkeit des zerstörten Hauses zu feiern, als das Bombardement erneut begann und wir alle in unserem Luftschutzkeller gemeinsam verschüttet wurden. Durch eigene Kräfte und mit Hilfe der Nachbarn konnten wir uns retten. Ich erinnere mich noch daran, dass mein Mund aufgrund des eingeatmeten Glasstaubes ständig blutete. Befreit schwärmten einige von uns sofort aus, um anderen in ähnlichen Situationen zu helfen. Etwas verwirrt löste sich danach die zerstobene Familie wieder auf, jeder versuchte auf eigene Weise an seinen bisherigen Standort zurückzukehren. Mein Vater – Gefreiter im Ersten Weltkrieg – wurde einige Tage später erneut zum Militärdienst einberufen. Ich selbst war ohne Bleibe.

Nach einigem Umherirren kam ich über frühere Kontakte meines Vaters Ende 1944 in ein Internat, die Aufbauschule Künzelsau, eine Oberschule mit Schwerpunkt auf Leibeserziehung und militärischen Drill. Es war eine traurige Zeit für mich. Ich wurde von einigen Lehrern getadelt, weil ich so unspportlich war, und bei irgendwelchen Unstimmigkeiten oft als »Prügel-

knabe« drangsalisiert. Zur Strafe wurden mir in meiner kostbaren Freizeit Schießübungen verordnet. Ich war wirklich kein guter Schütze, was vielleicht damit zusammenhing, dass ich von Geburt an nur auf einem Auge sehe. Meine Treffsicherheit wurde jedenfalls durch diese Schießübungen nicht viel besser. Das alles nahm ich ohne Widerspruch hin, ich war sozusagen klaglos unglücklich. Es gab aber trotz allem auch Momente des Glücks und menschlicher Zuwendung. So erinnere ich mich insbesondere an meinen Mathematiklehrer, der mich immer wieder humorvoll tröstete – ein alter Mann, der bereits der Mathematiklehrer meines Vaters gewesen war.

Rette sich, wer kann

Die militärische Lage spitzte sich zu. Die jungen Leute ab 15 wurden zum Volkssturm eingezogen. Der Direktor der Schule, er war ein Freund meines Vaters und betrachtete mich wohlwollend wie einen Sohn, brachte dann für mich die Erlösung. Für ein Sonderlager wurden junge »Forschungshelfer« gesucht, die in den Fächern Mathematik und Physik gute Leistungen vorweisen konnten. Beides liebte und konnte ich, außerdem eröffnete mir dieses Angebot die Gelegenheit, Anfang 1945 diese für mich bedrückende Schule vorzeitig zu verlassen. Das Sonderlager nannte sich aus mir nicht ersichtlichen Gründen »Geheimaktion Blücher II«. Es war in einem kleinen Schlösschen in Heudorf bei Riedlingen an der Donau untergebracht. Wir waren eine merkwürdige Gruppe: je zwei Klassen einer 6. und einer 7. Oberstufklasse von 15- und 16-jährigen Jungen – formell getarnt als ein Ausbildungslager des Volkssturms zur »Verteidigung der Alpenfestung«. Die Lehrer waren durchweg keine »Parteigenossen«, die Leitung hatte allerdings ein hoher Vertreter der Reichsjugendführung, ein jedoch durchaus sympathischer Marineoffizier. Der teilte uns mit, dass wir als Forschungshelfer auserwählt wären, für Hitler heimlich eine Wunderwaffe zu bauen. Wir bekamen einen besonderen Wehrpass, der uns als kriegswichtig und deshalb als »vorrangig schutzbedürftig« auswies – und uns außerdem Lebensmittelkarten mit Schwerarbeiterzulage verschaffte! Morgens übten wir, gemäß der Ausbildung des Volkssturms, den Umgang mit der Panzerfaust zum Abschuss von feindlichen Panzern, nachmittags bauten wir eifrig und mithilfe von aus Stuttgarter Schulen ausgelagerten physikalischen Geräten so etwas wie zukünftige Labors und Versuchsanlagen, die uns die Ausführung wichtiger Experimente für eine »Wunderwaffe« erlauben sollten.

Dass das Ganze ein Riesenbluff war, nämlich eine sehr gewagte Aktion eines Physikprofessors in Heidelberg, der uns junge Leute in der letzten Phase des Krieges vor dem unsinnigen Kriegseinsatz schützen wollte, wussten wir damals nicht. Das erfuhr ich erst nach dem Krieg. Leider hat diese

heroische Hilfsaktion nur wenigen Kameraden von »Blücher II« genützt. Im März 1945 sollten wir vor den herannahenden Panzern der Alliierten schnell nach Königsdorf südlich von München umgesiedelt werden. Diese Umsiedelung wurde zu einem lebensgefährlichen Fußmarsch, zunächst in südlicher, dann östlicher Richtung. Sehr viele aus unserer Gruppe – ich weiß heute noch nicht, wie viele – kamen damals, nachdem sie sich mit Mühe einen Lastwagen ergattert hatten, durch Tieffliegerangriffe ums Leben. Wenige von uns, mich eingeschlossen, hatten sich kurzfristig von der Hauptgruppe getrennt, um mit einem Leiterwagen Lebensmittel aus einem Militärlager in der Nähe von Kempten zu besorgen. Zum Glück verpassten wir so den später bombardierten Lastwagen. Doch dieses Ereignis sollte nur der Anfang einer für uns mühseligen und riskanten Odyssee werden. Unsere Flucht führte uns zu Fuß und Straßen meidend am Nordrand der Alpen über Füssen und Penzberg nach Königsdorf. Die uns dort zugedachten Räume waren leer, ein Zettel wies als neues Ziel Innsbruck aus. Über Lenggries zogen wir unseren Leiterwagen über den Achenpass ins Inntal und schließlich bis nach Innsbruck. Dort erfuhren wir wenigen noch Übriggebliebenen vom Tod Hitlers. Dies bedeutete für uns das Ende des Krieges.

Jetzt hieß es: Rette sich, wer kann! Ohne weitere Unterstützung, ohne Landkarten und geeignete Kleidung überlegte sich jeder, welchen Weg er am besten wählen sollte, um »nach Hause« zu kommen, was immer dies noch für uns bedeutete. Unsere zerstreute Familie hatte einige Monate vorher ausgemacht, dass – wenn alle Stricke reißen – wir uns im Allgäu, wo wir früher unsere Sommerferien verbracht hatten, treffen wollten. Obwohl völlig erschöpft, zog ich als einziger sofort in westlicher Richtung Inntal aufwärts los. Ich hatte die Hoffnung, den aus Mittenwald über den Zirler Pass anrollenden amerikanischen Panzern zuvorzukommen, um meinen Weitermarsch Richtung Arlberg zu ermöglichen und von dort über die Lechtaler und Allgäuer Alpenkette Oberstdorf zu erreichen. Dies war weit schwieriger und riskanter, als ich dachte: ohne geeignete Kleidung und Schuhe, ohne Wanderkarten und Nahrung im späten April bei meterhohem Schnee die Alpenkette allein zu überwinden, dann auch noch auf der anderen Seite zweimal in französische Gefangenschaft zu geraten und ihr zweimal mit einigem Glück zu entfliehen. In einem hoch gelegenen Nebental fand ich letztlich meine Familie, zu unserer aller großen Freude fast vollzählig – ich war der letzte, der eintraf.

Es fehlte jedoch mein Vater, der im Januar 1945 an der Ostfront verschollen war. Ohne meinen früh verstorbenen Bruder, war ich jetzt – noch nicht ganz 16-jährig – in gewisser Weise das verantwortliche männliche Oberhaupt der Familie. Eine bedrückende Last: eine Mutter mit fünf Kindern im Alter zwischen elf und 18, zunächst wegen mangelnder Unterkunft örtlich noch

zerstreut. Unser nicht bewohnbares, erneut zerstörtes Haus in Feuerbach war die einzige greifbare Grundlage für einen möglichen Neubeginn.

Was für ein Neubeginn! Meine Mutter zog sich bei einem Sturz vom Fahrrad gleich nach unserer Rückkehr nach Feuerbach im Spätsommer 1945 einen mehrfachen Beckenbruch zu und lag im Gipsbett. Kurze Zeit später, im Januar 1946, verhaftete mich der amerikanische Geheimdienst CIC wegen »Wehrwolfverdachts« und steckte mich nach einer für mich unverständlichen ersten Vernehmung ins Gefängnis: als 16-Jähriger Einzelhaft in einer dunklen Zelle mit einem kleinen scheibenlosen Fenster weit oben unter der Decke! Es war tiefer Winter mit minus 20 Grad Celsius und ich wäre fast erfroren, weil sie mir bei der Verhaftung auch die warmen Kleider weggenommen hatten. Wegen der Kälte konnte ich nachts nicht schlafen. Ich versuchte mich durch Kniebeugen warm zu halten. Verständlicherweise war ich dann tagsüber hundemüde und legte mich zum Schlafen aufs Bett. Dies war aber, wie mir eindringlich klargemacht wurde, tagsüber nicht erlaubt. So wurde ich alle halbe Stunde geweckt und zum Aufstehen gezwungen. Außer der ersten Vernehmung, bei der mir nicht klar geworden war, warum ich eigentlich eingesperrt wurde (ich hatte den leisen Verdacht, dass dies mit »Blücher II« zu tun hatte), gab es keine weiteren Vernehmungen mehr. Ich dachte und fürchtete, dass sie mich einfach vergessen haben. Oder wollen sie mich einfach so, gewissermaßen gewaltlos, zugrunde gehen lassen? Wer weiß eigentlich, wo ich bin? Wie geht es meiner stark verletzten Mutter? Weiß sie überhaupt, wo ich bin?

Es war dann ein guter Freund von mir aus »Blücher II«, der auch eingesperrt wurde, aber dann mit guter Vorbereitung, schlauer Vorgehensweise, Redegewandtheit und großem Glück erreicht hat, dass wir nach 14 Tagen – erneut ohne Nennung von Gründen – wieder freigelassen wurden. Ich jedenfalls war damals fertig mit allem und allen. Kein Wunder, dass ich für die Umerziehungsversuche der Amerikaner nach dem Krieg nicht gerade empfänglich war. Ich war irritiert, Filme über Konzentrationslager anschauen zu müssen mit der Aussage: »Seht her, das wart ihr!« Bei mir dominierte hingegen das Gefühl: *Ihr* seid hundsgemein, denn *ich* musste die Toten begraben, die durch *eure* Bomben verbrannt und getötet worden sind und jetzt kommt *ihr* her, habt genug zu essen, während wir hungern, und erzählt *uns*, *wer* und *was* ein guter Mensch sei. Ich hatte damals keine Schuldgefühle und sah auch keinen Anlass dafür. Ich war tief enttäuscht über die Menschen und ihre Verlogenheit und dies mit einer schmerzenden Wut im Bauch.